

Bildersturm

Gutes Leben, gutes Sprechen.

Warum wir neue Metaphern brauchen.

VON JOHANNES HEIMRATH

Welchen Artikel würde ich gerne wieder in Oya sehen bzw. empfehlen? Keine Frage: Als erstes und für eine ganze Weile einziges fällt mir der Metaphern-Artikel von Johannes Heimrath aus Ausgabe 7, »(R)evolution«, aus dem Jahr 2011 ein. Der hat mich damals so gepackt, dass ich jetzt noch spüren kann, wie sich das anfühlte. Seither erinnere ich mich in den verschiedensten Situationen an ihn, und bei vielen Mails drücke ich die Zurück-Taste und schreibe etwas um, weil er in meinem Hinterkopf sitzt.

Begleitet wird der Artikel von einem aktuellen Dialog, in dem Andrea Vetter und Johannes Heimrath Passagen nach ihrer heutigen Sicht beleuchten.

Sehr viel Text, ich weiß. Wunderbar viel lohnenswerter nämlich. *Marlena Sang*

Im Jahr 1982 freuten sich die Ost-Balladeure von »Karat« über einen ihrer größten Hits: »Tanzt unsere Welt mit sich selbst schon im Fieber? Liegt unser Glück nur im Spiel der Neutronen?« Leider weckte der Song über die nukleare Bedrohung des Blauen Planeten seinerzeit auch im Westen nur Melancholie; um aufzurütteln war der Sound zu faltenfrei. Sänger Herbert Dreilich konnte damals nicht ahnen, dass das »Fieber« (im Folgenden kommen noch viele Anführungszeichen ...) zu neuer Bedeutung kommen würde. Allerdings lässt sein Sohn Claudius – ja, Karat gibt's noch – mit fast identischer Stimme statt der »Neutronen« heute die »Dämonen« spielen – was mich zu einer diagnostischen Rundschau veranlasst:

Abgesehen davon, dass es in der DDR politisch unkorrekt gewesen wäre, von »Dämonen« zu singen, hat offenbar die Erkenntnis der Notwendigkeit von Selbstverantwortung und zivilem Ungehorsam in den vergangenen dreißig Jahren ihren Stachel verloren. Zwar gibt es heute eine Unzahl mahnender Initiativen, doch scheinen sie unserem Freie-Fahrt-System vor allem dazu zu dienen, sich ein gutes Gewissen zu verschaffen. Ob sie große Namen tragen, wie »Die Grünen«, »Greenpeace«, »Amnesty International«, »Foodwatch«, »Attac«, »Ärzte ohne Grenzen« und »Kopfbahnhof 21«, oder als »Bewohnte Landschaften«, »Bürgerliste Lassaner Winkel« oder »Initiative Hauptstraße ohne Raser« nur von kleiner, lokaler Bedeutung sind – die gesättigte Wendegewinngesellschaft nutzt sie als Schwamm, der das Unmutspotenzial der weniger Zufriedenen aufsaugt, so dass es geordnet in gewaltfreien, von polizeilichen »Konfliktmanagern« begleiteten Demonstrationen und bürokratisch einwandfreien Antragsverfahren entsorgt werden kann. Unvergessen Wolfgang Schäubles Ermunterung der Protestierer vor dem Heiligendammer G8-Gipfel: Wenn Bürger »aufmerksam machen wollen, dass es nicht so weitergehen kann mit Afrika oder mit der Klimapolitik, dann ist das nur zu begrüßen« (Spiegel Online am 26. Mai 2007).¹ Anfang der 1980er Jahre war die Reibungshitze größer. Das nach 1968 gewachsene kritische Selbstbewusstsein in den veränderungswilligen Subkulturen ließ allerorten Gruppierungen entstehen, die einen fundamentalen Wandel der Weltentwicklung herbeisehnten und dies in neuen Formen des Zusammenlebens und der politischen Aktion sichtbar machten. Viele der damals geprägten Wörter sind heute verschwunden: »Nato-Doppelbeschluss«, »Pershing II«, »SS-20«, »Neutronenbombe«, »Schwerter zu Pflugscharen«, »Friedensgebet«. Andere sind geblieben: »Marschflugkörper«, »Bürgerforum«, »Menschenkette«, »Sitzblockade«,

*Lieber Johannes,
ich freue mich sehr, mit dir in diesen Dialog zu treten. Gleichzeitig bin ich mir gar nicht so sicher, mit welchem Johannes ich da dialogisch bin – mit dem von 2011, oder mit dem heutigen? Sind die beiden denn dieselben? Bist du selbst von manchen Aussagen des 2011er-Johannes befremdet, wenn du sie jetzt liest? Oder klopfst du dir auf den Schenkel und rufst »jawoll«, überrascht davon, was dein altes Ich so treffend bemerkt hat?*

Liebe Andrea,
ich wüsste nichts zu ändern – allerdings hat sich die Welt in den vergangenen sieben Jahren in hohem Tempo in vielen vorhersehbaren und noch mehr in unvorhersehbaren Bereichen so sehr verändert, dass eben erkennbar wird: Das ist ein Text mit Zeitbezug, und daher fängt er auch ein kleines Stück Geschichte ein. Unabhängig davon bin ich schon Derselbe geblieben. Ich empfinde mich als kohärentes, isotropes und kontinuierliches Kollektiv. Und da ich nicht zu leichtfertigen Aussagen neige, erscheint mir alles, was ich damals geschrieben habe, auch heute noch stimmig.

¹ Irgendwie kommt mit dieser erste Absatz heute vor wie aus einer anderen Zeit.

Was wäre auch anderes zu erwarten? Tatsächlich ist Chronos weitergeschritten, »Afrika« und »die Klimapolitik« haben sich in einem Maß als globale Herausforderungen verschärft, wie es Schäuble und Merkel nicht vorhergesehen haben. Das Drängen der damaligen Protestierer, »dass es nicht so weitergehen kann«, war berechtigt, und dass sich die »Anstalten«, die den Ist-Zustand bewahren wollen, immer mehr zur Abriegelung gezwungen sehen, ist nur folgerichtig. Das »Anstaltsdenken« – ein Wort, das mir vor sieben Jahren noch nicht zur Verfügung stand – ist auch durch fundamentale Kritik nicht zu erschüttern. Es geht nämlich mit einem lebensverachtenden Zynismus einher, der sich damals in der Ermunterung durch Schäuble bei gleichzeitigem Bundespolizeieinsatz zeigte und sich derzeit z. B. in dem verzweifelten Versuch der politischen Anstalten spiegelt, der AfD das Thema »Migration« zu entreißen. Im Übrigen gilt in meinen Augen die Kernaussage unverändert: »Zwar gibt es heute eine Unzahl mahnender

Initiativen, doch scheinen sie unserem Freie-Fahrt-System vor allem dazu zu dienen, sich ein gutes Gewissen zu verschaffen.«

Beim G20-Protest in Hamburg letztes Jahr gab es solche Worte überhaupt nicht zu hören – stattdessen wurde die ganze Stadt abgeriegelt, wurden Protestierende verprügelt und die Proteste zum Anlass genommen, linke Strukturen in der ganzen Bundesrepublik zu kriminalisieren und zu durchsuchen. Die Proteste zum Klimagipfel in Paris wurden gleich ganz verboten – Frankreich im Ausnahmezustand, Widerworte unerwünscht. Und ich bin mir auch nicht ganz sicher, ob die Betrachtung bei den G8-Protesten in Heiligendamm schon richtig war: Ich habe die Proteste jedenfalls mit einem Helikopter Tag und Nacht »im Nacken« und vielen Hundertschaften in schwarze Panzeruniformen gehüllter, uns jagender Polizisten und Polizistinnen erlebt.

2 *Heute erscheint es mir absurd, von einer »Boom-Konsumwelt« zu sprechen, obwohl es diese zweifellos gibt – man schaue sich nur die Neuheitenmessen der Computerbranche an. Aber als Zeitdiagnose empfinde ich »Boom-Konsumwelt« als nicht zutreffend: Zu sehr fühlt es sich an allen Ecken und Enden, ob Mainstream oder alternative Nische, nach Umbruch, Unsicherheit, Niedergang und Angst an. Die kann vielleicht für einen Moment betäubt werden, mehr aber auch nicht. Vielleicht kommen wir damit einem Lebensgefühl der frühen 1980er Jahre wieder näher, das ich aber nur aus Erzählungen kenne, denn 1981 wurde ich erst geboren. Wie findest du das, Johannes?*

Ich versuche, mich nicht an eine kulturkreative und eurozentrische Perspektive zu gewöhnen, und zwar nicht nur im Sinn einer Dekolonisierung meines Denkens, sondern auch, um die wahren Treibkräfte der globalen Entwicklung in ihren Größenordnungen und ihrer Wirksamkeit einigermaßen zutreffend einschätzen zu können. Und da muss ich sagen, dass der »Boom« der »Konsumwelt« nach wie vor mit größter Dynamik anhält. »Umbruch, Unsicherheit, Niedergang und Angst«, wie du sagst, sind ja geradezu die Treibstoffe dieser Dynamik, denn eine Welt in Balance und in Sicherheit, die sozial und ökologisch prosperierte und die keinen Anlass für Angst böte, würde ja keinem ökonomischen Wachstumsparadigma folgen müssen.

»Kernkraftwerk«. Einige von uns hängten sich mit Entschlossenheit an das Fahrwerk des Doppeldeckers »militärgestützter Kapitalismus«, um ihn am Abheben zu hindern. Es reichte nicht: Heute sieht ein wachsender Teil der Bevölkerung nur noch die Abgasstreifen der zum Überflieger mutierten »Weltwirtschaft« am fernen Himmel. Die aktuelle Boom-Konsumwelt ist von der Zeit des sozio-kulturellen Aufbruchs (die sogenannten Kultur kreativen wurden erst 1995 als klassifizierbare gesellschaftliche Kraft in den USA identifiziert) offenbar so weit entfernt, dass wie in vor-aufklärerischen Zeiten »Dämonen« für die Zustände auf der Erde herhalten müssen.² Die »Neutronen« immerhin banden uns alle als Mittäter in das globale (das Wort »Globalisierung« bereichert erst seit den 1990er Jahren den allgemeinen Wortschatz) Fiebergeschehen ein, gibt es doch keinen Unterschied zwischen einem Bomben-Neutron und einem Menschen-Neutron. Texter Norbert Kaiser hatte jedenfalls klar vor Augen, bei wem die Verantwortung liegt: »Uns hilft kein Gott, unsre Welt zu erhalten.«

Auch wenn die »Neutronen« seit der Verschrottung der letzten bekannten Bombe jenes technischen Zuschnitts im Jahr 1992 (haben vielleicht die Chinesen noch welche?) ihre öffentliche Bedeutung verloren haben, so stehen sie doch als Menetekel für ein Weltbild, das dringender (R)Evolution bedarf. Der »Fiebertanz« der Welt gerät außer Rand und Band, die Neutronen »spielen« nicht mehr, sie werden im Großen Hadronenkollidierer aufeinandergeschossen, um im Blitz ihrer Vernichtung (»Annihilation«) »Erleuchtung« über den Aufbau der sichtbaren Welt zu gewinnen. Mehr denn je werden heute die Erzmetaphern erkennbar, die den Lauf der Dinge definieren. Im tiefsten Grund unserer bürgerlichen Identität leben wir noch immer in der mittelalterlichen »Festung«, von der aus »Glücksritter« in Nadelstreifen und weißen Mänteln ausrücken, um sich die »Erde untertan« zu machen, Macht zu »erobern« und »reiche Beute« nach Hause zu bringen. Solange Schlagzeilen titeln: »Erneuter Rekordgewinn bei Apple« und wir in der nächsten Zeile ehrfürchtig lesen dürfen, wie der Konzern von einem »Paukenschlag«, für den Millionen von iPad-Enthusiasten ihr Geld hingegeben haben, zum nächsten »eilt« – und nicht etwa vom erfolgreichen »Schrumpfer«, dem es gelungen ist, die Festungsmauern einzureißen, die Wachen abzuschaffen, Gemeinschaft zu stiften und den ökologischen Fußabdruck seiner Lebensführung unter den Wert 1 (in globalen Hektar gemessen) zu senken –, prägt die Erzmetapher des Reichtümers einsammelnden, »stürmenden Helden« das Wertesystem, an dem unsere Welt inzwischen zu zerbrechen droht. Eine dem kritischen Zustand des Weltganzen angemessene, mütterlich sorgende, nährend Grundhaltung kann so nicht erblühen.

* * *

Wir sind beim Thema. Als Erzmetaphern bezeichne ich die grundlegenden Bilder, in denen unser Denken wurzelt. Sie sind das nicht weiter zu potenzierende Konzentrat kollektiver und persönlicher Erfahrung und daraus abgeleiteter Annahmen bzw. damit kongruenter Traditionsübertragung durch Erziehung, Ausbildung und gesellschaftliche Einordnung. Sie gelten unhinterfragt als selbstverständlich, als das, was die Normalität definiert. Sie sind die Fundamente jeder Kultur.

Fragen wir uns Abendländer: Ist der »Mensch des Menschen Wolf«? Ein »gefallener Engel«, eine biologische »Maschine«, die »Krone der Schöpfung«, der »nackte Affe«, die »Pest des Planeten«? Ist er der »Hüter des Lebens«, »Diener der Schöpfung«, »Kind von Mutter Erde«, das »Bewusstsein Gaia«? Oder haben wir noch gar keinen Begriff für unser Verhältnis zum Weltganzen, der weder negativ noch positiv von Selbstüberschätzung zeugt? Ist die zentrale Heldengestalt unserer Kultur der erfolgreiche »Eroberer« und »Freibeuter«, oder ist es die »Gärtnerin«, die ihre Mitmenschen den Anbau von Nahrung lehrt? Ist es der »Krieger«, der die »Feinde« erschlägt und seinem Clan »Neuland« sichert, oder ist es der »Peacemaker« (siehe Oya 5), der den Krieg beendet und Versöhnung als Grundlage gedeihlichen Miteinanders stiftet? Die Erzmetapher »Festung« zeugt die Weltbilder aller Yang-dominanten Kulturen: Männliche und weibliche Helden sind maskulin, sie sind gepanzert, tragen Waffen, vergießen ihr Blut für ein »Vaterland«, orientieren sich am linearen Flug ihrer Speere und Raketen und konstruieren daraus Fortschritt, stetiges Wachstum und Castoren, sind hart zu sich selbst, hierarchisch und machen die Welt zum verkäuflichen Objekt. Ihre Mantren kreisen um Erfindung, Produkt und Gewinn – selbst die hippen DJs der »grünen« oder neuerdings »blauen« Ökonomie wiederholen diesen merkantilen Dreisatz. In Yin-Kulturen sind die zentralen Symbole Kreis – das Drehen des Mahlstens – und Spirale – der Rhythmus von Wachsen und Vergehen. Die männlichen und weiblichen Helden sind feminin. Die Erscheinungen der Welt sind subjektiv und je einzigartig sich selbst gehörend, eingebunden in Zyklen von Geburt, Wachstum, Schrumpfung und Tod. Ihre Lieder handeln von der Fülle des geschenkten Lebens, erjagt oder gesammelt, von Aussaat, Pflege und Ernte, vom Reichtum der sozialen Fähigkeiten und von Schönheit. Das Land gilt ihnen als »Mutter«.

Sind wir dazu fähig, die in unserem Kulturraum mindestens seit der Bronzezeit epigenetisch verankerte Yang-Erzmetapher »Festung« auszutauschen gegen ein Bild, das Yin-Qualitäten besitzt? Oder, besser, gegen ein Bild, das die beiden Prinzipien integriert und zu harmonischer Balance führt? Von der Antwort auf diese Frage

3 Aber ist die »Festung« überhaupt das Problem? Sie ist ja gar nicht der Aggressor, sondern die Antwort auf den bronzezeitlichen Umbruch, auf die Männer-Krieger-Gruppen der Achsenzeit, die mit ihren Metallwaffen und -armaturen durch die Steppe kamen, die Gärten zerstört und die Dörfer gebrandschatzt haben. Bietet die »Festung« nicht auch Schutz und Geborgenheit, eine Yin-Qualität?

Das dürfte um einiges komplexer gewesen sein, denn Palisaden gegen räuberische Einwirkung (durch Tiere wie Menschen) standen schon um die ersten neolithischen Höfe und Siedlungen. Es gab interessanterweise auch Orte, an denen Palisaden, Wälle und Gräben die Außenwelt vor den magischen Erscheinungen der Anderswelt in ihrem Inneren schützen sollten. Solange solche Umzäunung als »Membran« verstanden werden kann, ist das unproblematisch, denn da gibt es Durchlässigkeit. »Festung« hingegen ist keine Membran – die im Übrigen alle lebenden Zellen umgibt und durch die hindurch sie alle mit Hilfe von Molekülen (Produkten ihrer Stoffwechselforgänge) miteinander kommunizieren –, sondern eine Abgrenzung, die auch mehr ist als eine »Einhegung« (in der immerhin der Aspekt des »Hegens« steckt) und in jedem Fall eine harte Schale bedeutet, die einem »Angriff« standhalten kann: Insofern ist der zu befürchtende »Feindesakt« der »Festung« immanent eingeschrieben (siehe vorhin »Angst«). Im Englischen spiegeln das die Wörter »fort« und »fortress« – abgeleitet vom lateinischen »fortis« = »tapfer, mutig, kräftig, stark« – noch deutlicher wider. Beachte auch den Unterschied zwischen »Burg« und »Herberge«, die sich beide von »bergen, Geborgenheit« ableiten.

4 Wer ist eigentlich diese verallgemeinerte »Menschheit«? Sind es nicht vielmehr einzelne Menschen, die weiterbauen, während andere zuschauen und wieder andere noch nie mitgebaut haben, sondern nur mitbegraben werden, wenn der Turm fällt?

Ich denke, »Menschheit« ist ein ganz keuscher Begriff. »Humanitas« – ein Superorganismus, der dem sogenannten Individuum höchstwahrscheinlich viel weniger Selbstbestimmung lässt, als es in seinem latenten Hochmut zu akzeptieren bereit ist. Ich verwende »Menschheit« nicht als Verallgemeinerung, sondern als Erinnerung daran, dass ich auch ein »Menschheitsmensch« bin, der sich nicht aus der Verantwortung für das große Ganze, in dem der Superorganismus »Menschheit« eine allen anderen Superorganismen und scheinbaren Einzelwesen ebenbürtig (als »Kinder der Erde«) ist, davonstellen kann.

Wir müssen Bilder finden, die nicht ideologisiert und nicht auf eine Keule geklebt werden können.

hängen Gestalt und Zukunft der Post-Kollaps-Gesellschaft ab (siehe Oya 2).³

Lautet sie Nein – und wahrscheinlich glauben die wenigsten ernsthaft, dass sie anders lauten könnte –, wird uns der wichtigste Baustein des Neuen fehlen, und die Kultur wird sich in der fortwährenden Reparatur des einsturzgefährdeten babylonischen Turms erschöpfen, aus dem die Menschheit keinen Ausgang findet.⁴

Lautet sie Ja – und ich halte die Möglichkeit dazu fest in meiner Vision –, erfüllt der Mensch nichts Geringeres als seine Aufgabe: Er erinnert sich daran, wie er »gemeint« ist, an seinen Wert und Platz im Gefüge des Ganzen – und das kann nach allem, was wir heute über die Natur unserer Planetin wissen, nicht Ausbeutung und Zerstörung, sondern nur Kooperation und Hege sein.

Es gibt gute Gründe für das Ja: Hybris lässt sich erkennen, indem man die Augen öffnet und sieht, dass uns ein ganzer Himmelskörper ernährt; Demut lässt sich üben, verinnerlichen und praktizieren, indem man sein Herz öffnet und Dank in die Welt entlässt; Güte lässt sich entfalten, indem man zum Mitgefühl findet.

Haben uns nicht ebenfalls Jahrtausende lang die »großen Seelen« der Menschheit den rechten Weg gewiesen? Jetzt geht es uns erstmals wirklich alle an. Warum sollten wir nicht den »Quantensprung« schaffen (ein seltsam mechanistischer Begriff für ein nicht-lineares, nicht-lokales Phänomen)?⁵ Wo alles dafür vorbereitet ist? Die richtigen Gedanken, die richtigen Notlagen,⁶ die richtigen Ereignisse, Katastrophen und Umstürze und Krisen sind da und mit ihnen Millionen tatkräftigster Menschen, die nach der neuen großen Geschichte lechzen.

Wie aber könnte die Erzmetapher⁷ für eine zukunftsfähige Post-Kollaps-Kultur lauten? »Brunnen«? »Garten«? Wohl kaum, denn was begrenzt oder knapp ist, droht, »Eigentum« zu werden und schließlich wieder hinter Festungsmauern zu verschwinden – und seien diese noch so »demokratisch«, »partizipatorisch« oder »anarchisch«

5 Mich befremdet dieser »Quantensprung«, weil er einen Fortschrittsglauben enthält, den ich nicht fühlen kann.

Deswegen steht er ja hier ausdrücklich in Anführungszeichen.

Ich weiß noch nicht einmal, ob er sich auf ein tatsächliches physikalisches Phänomen bezieht oder eine Art »leere Metapher« ist. Ich finde, wir sollten, statt immerzu »Quantensprünge« zu erhoffen, vielmehr über die »Quantenverschränkung« nachdenken! Diese physikalische Theorie besagt, dass zwei Teilchen, die irgendwann einmal interagiert haben, sich immer noch gleichzeitig verändern, auch wenn sie weit voneinander entfernt sind – dazu gibt es empirische Studien, schon aus den 1960er Jahren. Diese geheimnisvolle Resonanz der wieder voneinander getrennten Teilchen ist ein Bild aus der Physik, das mir weit näher an einem »neuen Paradigma« (oder einer »alten Weisheit«) zu sein scheint als der »große Sprung nach vorne«. Wie siehst du das?

Kohärenz/Verschränkung ist meine Lebenswahrheit. Daran ist gar nichts Geheimnisvolles, denn entweder ist Verbundenheit wirklich, wirklich das Urprinzip des Universums und daher auch in meinem Ich-Kollektiv wirksam, oder ich bin nur ein solipsistischer Traum irgendeines/r auf ewig unerkennbaren Demiurgen/in. Letzteres hat in meinem bisherigen Denken und Fühlen noch nie Sinn ergeben.

6 Die Zusammenstellung von »richtig« mit »Notlagen« und »Katastrophen« lässt mich schauern: Ist für eine Mutter, die ihr Kind bei einem Wirbelsturm verliert, diese Katastrophe die »richtige«, weil sie uns den Klimawandel zeigt? Ist für einen alten Mann, der mit einem verhärteten Herzen durch die Stadt schleicht, diese Notlage der Leere nach seiner Pensionierung die »richtige«, weil sie auf die Verquerheit unseres Lohnarbeitsmodells verweist? Entschuldige, dass ich an dieser Stelle so vorwurfsvoll werde: Mich beschleicht dabei ein Gefühl des Zynismus, dass eine Katastrophe oder Notlage aus dem Lehnstuhl als »richtig« erscheinen mag, für die sie erleidenden Menschen aber nicht. Ich habe Angst, dass mit der Argumentation der »richtigen Katastrophe« jede Untat, jedes Grauen, das sich Menschen gegenseitig und anderen Lebewesen antun, gerechtfertigt werden kann. Wie hast du das gemeint? Habe ich dich falsch verstanden?

Das ist schlicht ein nicht-wehleidiges Anschauen der menschengewöhnlichen Tatsache, dass Brunnen erst einen Deckel bekommen, wenn mindestens ein Kind hineingefallen ist. Diese mangelnde Umsicht hat wohl mit einer evolutiven Tiefenschicht im Stammhirn zu tun, oder es gehört zum Komplex des »unrealistischen Optimismus«, von dem Tali Sharot sagt, dass 80 Prozent der Menschen davon betroffen sind. Anders könnte ich fragen, welche »Ereignisse, Katastrophen und Umstürze und Krisen« denn noch kommen müssen, damit eine ausreichend große Zahl von Menschen so viel gemeinsame Wandelkraft entfaltet, dass der offensichtlich »falsche« Weg der globalen Entwicklung verlassen wird. Wenn das, was heute ist, nicht genügt, also noch immer nicht »das Richtige« – das die Not-Wende Begründende – ist, was dann? Freilich ist das Einzelschicksal zu würdigen – aber im Sinn des soeben Gesagten: Wie viele Einzelschicksale muss es noch geben – und das sind in jedem Fall zu viele! –, bis der Deckel auf den Brunnen kommt? Dass du und ich an diesem Deckel eifrig schnitzen – eine Menschheitsmensch-Aufgabe –, hilft in der Gesamtlage ja offensichtlich nur begrenzt weiter.

7 Ich frage mich gerade, ob »Erz« überhaupt das richtige Wort an dieser Stelle ist. Müsste es nicht vielmehr »Urmetapher« hei-

bepinselt.⁸ Wir müssen Bilder finden, die nicht ideologisiert und nicht auf eine Keule geklebt werden können, die von sich stets erneuernder Fülle, ausdauerndem Wohl handeln, Bilder, in denen keine Angst vor dem Verhungern, dem Zukurzkommen steckt, die mit Schenken und Dankbarkeit zu tun haben, die das unbändige, fantastische Leben feiern und dem Erhalt der geschenkten Fülle alle Hingabe widmen. Das mag schwer sein und, da wir endliche Wesen sind, nicht vollständig gelingen. Doch schon das Nachdenken darüber und die stete persönliche, undogmatische Ermahnung, die Festungs-Metapher in die Vergangenheit sinken zu lassen, sind viel wert – auch wenn wir meinen, das längst verstanden zu haben.

* * *

Solange wir in der Technik des stillen Co-Denkens durch bloßes Aneinanderlegen der Stirnen – lateinisch »frons«, die Stirn, »con«, zusammen; »konfrontieren«, »Konfrontation«: die Stirnen aneinanderlegen – nicht so geübt sind, dass wir eindeutig wissen, was im je anderen Gehirn gerade vor sich geht, und wir auch averbale Information unmissverständlich übertragen können, bleibt die Sprache das zentrale Werkzeug, um die Welt miteinander zu teilen, um uns mitzuteilen.⁹

Grob gesagt, besteht unsere Sprache aus direkten Benennungen, wie »Leuchter«, und Metaphern, die etwas, wofür es keine direkte Benennung gibt, durch Übertragung der Ähnlichkeit umschreiben, wie z.B. »Armleuchter«, wobei hier in erster Linie der konkrete Leuchter mit zierlichen, armförmig (da unser »Mund« verkörpert ist, bezieht er die vornehmlichen Metaphern aus Ähnlichkeiten mit dem Körper, z.B. Hügel Nase, Flussmündung, Buchrücken, Stuhlbein, ökologischer Fußabdruck ...) seitlich ab»zweigenden« (Übertragung aus der Botanik) Kerzenhaltern gemeint ist und erst in zweiter Linie die weitere Metapher für »Dummkopf«, die wiederum einen diminutiven (»verniedlichenden«) Euphemismus (»Beschönigung«) zur Vermeidung des »unanständigen« Schimpfworts »Arschloch« (in dieser Verwendung selbst eine Metapher) darstellt.

Mit diesem komplizierten Satz will ich daran erinnern, dass Sprache komplex ist und zum größten Teil aus mentalen Gestalten besteht, die unsere Innen- und Außenwelt auf ganz und gar unstoffliche Weise abbilden – daher »Bilder«; »Metapher« kommt von griechisch »meta«, über, hinüber, und »pherein«, tragen – und die wir pausenlos mit Hilfe von Bezügen, Analogien, Assoziationen etc., dem sogenannten Kontext, interpretieren, um uns schließlich mit dem Glauben zufriedenzugeben, wir wüssten genau, wovon der andere spricht, wenn sie oder er vom »romantischen« Sonnen»untergang« schwärmt. Weder geht ja die Sonne unter, noch ist das Verschwinden der Sonne hinter dem sich entgegen unserer Blickrichtung (konventionsgemäß westlich) weiterdrehenden Horizont an sich romantisch. In Form nachprüfbarer Tatsachen führt nur die Interaktion gewisser Frequenzen aus dem von uns »Lichtspektrum« genannten Ausschnitt des ansonsten als unendlich vermuteten Bereichs elektromagnetischer Strahlung mit besonders auf solche Frequenzen abgestimmten Rezeptoren unseres Sinnesapparats sowie das relativ rasche Eintauchen in das vom Sonnenwind verformte Magnetfeld auf der dem Leuchtgestirn abgewandten Seite der Erdkugel, das wir in der »Nacht« durchreisen, zur Ausschüttung gewisser Chemikalien in unseren Körpern, Botenstoffen, die unsere Herzfrequenz, den Hautwiderstand, die Aktivität der Tränendrüsen verändern. Dadurch wächst das Anlehnungsbedürfnis – und das alles natürlich nur, wenn die Umstände stimmen und unsere Wahrnehmung nicht durch Beziehungsstress, Blasendruck oder andere Ablenkungen beeinträchtigt ist.

Womöglich spüren Sie hier ein Unbehagen und fragen sich: Was will er sagen? Warum seziert er so Schönes und zerstört das »warme« Gefühl, indem er mich aufdringlich über die »kalte« Materialität belehrt? Erklärung: Mir liegt daran, das unübersehbare Feld des notwendigen Wandels im Denken zu eröffnen, das wir uns meiner Meinung nach erüben müssen, wenn die neue Kultur¹⁰ – so es in der Post-Kollaps-Gesellschaft überhaupt Aussicht auf eine solche gibt – nicht bloß eine leicht angepasste Wiederholung des Bisherigen sein soll. Und dazu gehört eine scharfe Wahrnehmung der Prozesse, in denen sich die Welt in uns abbildet. Denn es ist – so sagen es die von uns hochbezahlten Wissenschaft-

ßen, gewissermaßen als Urgrund, Urbild, Grundbild? Das »Erz« ist ja selbst ein Bild aus dem »metallurgischen Komplex« – so wie der »Erzfeind« –, oder kommt das von einem ganz anderen Wortstamm? Johannes, du kannst mich bestimmt aufklären!

Die Vorsilbe »Erz-« kommt vom griechischen »arché« = »Anfang, Ursprung, Grundprinzip, das Erste« (z. B. übersetzt Heide Göttner-Abendroth »Matriarchat« mit »Am Anfang die Mütter«), und das finde ich sehr passend. Die Bezeichnung »Erz« für den Abbau lohnende Metalle leitet sich hingegen – so die Etymologen – von dem sumerischen Wort für Kupfer, »urdu«, ab.

8 *Nochmal: Sind in unserer Post-Bronzezeit »Wachtposten« nicht notwendig, und bieten Mauern nicht Schutz? Vielleicht liegt die Tragik eher darin, aus Verletztheit die Mauern gegen diejenigen hochzuziehen, die in unserem Garten Schutz suchen, und nicht gegen die, die ihn verwüsten wollen ... Wir haben es ja selbst erlebt, dass wir beinahe eine rechtsextreme Anzeige in Oya gehabt hätten. Brauchen wir da nicht stärkere »Mauern«?*

Ich sehe keine Notwendigkeit für Mauern – es gibt nicht die »Richtigen« oder »Falschen«, »gegen« die sie sich richten könnten. Die Frage des Schutzes hat – nun commonisch gedacht – weniger mit »Wachtposten« zu tun als mit einer achtsamen Umsicht, die keine besondere Tätigkeit bis hin zu den Berufsbildern von Polizei und Militär darstellt, sondern eine Haltung des Füreinandersorgens ist, deren ein gut entwickelter Gemeinsinn unbedingt bedarf. Dazu muss man ein gewisses Sensorium für Sprache und Kontexte entwickeln, das nichts mit »Überwachung« zu tun hat, sondern das die Unter- und Obertöne z. B. einer (rechtsextremen) Anzeige heraushört, um salutogenetisch – also in diesem Fall das soziale Gesundsein der jeweiligen Gemeinschaft hütend und fördernd – wirken zu können. Sensibel für diese Klänge zu werden, bedeutet, sich in Verletzlichkeit zu üben, um wirklich berührt werden zu können – und dem auch unbeschadet standzuhalten. Das ist alles das Gegenteil von »Mauern«.

9 *Das empfinde ich allerdings zunehmend als eigentliches Problem. Vielleicht sollten wir viel lieber die Zeit nutzen, um Averbalität zu üben, statt immer weitere Wörter »aufzutürmen« ... vielleicht sollten wir auch in der Sprache »bäuerlicher« werden, schlichter, harger, stiller ...*

Darin übe ich mich als musikalischer Mensch ständig – aus demselben Grund übe ich aber auch, den passenden (»gemeinten«?) Ton, das folgerichtige Motiv zu der gemeinsamen Improvisation, die wir ständig ensamblieren und die wir »das Leben« nennen, beizusteuern. Interessant ist dabei, dass das wichtigste Element einer gelingenden gemeinsamen Musik die Pause ist. In dieser geschieht ja bekanntlich nicht nichts, sondern in ihr ereignet sich das Zuhören; sie schafft den Raum, in den hinein sich die Inspiration ergießen kann. Und das ist auch sprechend möglich.

10 *Ich würde sagen, wenn überhaupt, dann auf viele Kulturen. Der Historiker Joseph Tainter zeigt in seinem Werk zum Zerfall komplexer Zivilisationen, dass daraus immer eine größere Viestimmigkeit entsteht – ein »Pluriversum«, wie es dekoloniale Denker genannt haben.*

Für mich ist »Kultur« kein Singular, nicht »die eine«, erst recht nicht die einzig wahre. »Kultur« ist ein Hüllbegriff,

der viele und vielfältige Ausprägungen (Subkulturen) umfasst. Da ich »Kultur« als etwas Positives verstehe, das mit »kultivieren« – »pflegen«, »veredeln« im lebensfördernden Sinn – zu tun hat, zähle ich alle gesellschaftlichen Erscheinungen, die Einschränkung, Verarmung, Monothematik, Ungleichheit und dergleichen befördern, zur »Unkultur«.

11 *Warum sprechen wir in Oya eigentlich nicht mehr so häufig wie in den ersten Ausgaben von den »Kulturkreativen«? Die Menschen sind ja nicht verschwunden, die als solche bezeichnet wurden. Aber die Bezeichnung ist es – oder kommt mir das nur so vor? Was bedeutet dieses Verschwinden (so es denn eines ist)?*

Ich verwende das Wort schon noch hin und wieder. Aber es ist leider nicht so gekommen, wie wir gehofft haben, dass nämlich der Begriff identitätsstiftend gewirkt und eine Bewegung in Gang gesetzt hätte. Dazu war er vermutlich doch zu intellektuell und zu wenig an die wirklichen Zeitläufe anpassungsfähig, wie es erstaunlicherweise derzeit z. B. der Begriff »enkeltauglich« ist, den wir in Oya mit Bedeutung versehen haben und konsequent fördern – er verbreitet sich viral auf ungeahnte Weise.

ler – keineswegs »die Welt« als solche, sondern nur das dünne Filtrat von ihr, das durch die Schlitze unserer Welterfahrungsrezeptoren passt, woraus unser Bewusstsein (was ist das überhaupt?) ein mehr oder weniger plausibles, im Alltagsbetrieb einigermaßen widerspruchsfreies – eben: – »Bild« zusammensetzt. (Manche meinen, so auch ich, dass dieses »Innenbild« ein Hologramm sei, das das Ganze in seinem kleinsten Teil zeige, dass unsere Rezeptoren in Wahrheit kein Filtrat von »draußen« nach »drinnen« lieferten, sondern uns sinnlich vollkommen, ohne »Innen« und »Außen«, mit der Welt verschränkten und wir so doch die ganze Welt erkennen könnten. Wer weiß es?)

Metaphern funktionieren nur, wenn die Kommunizierenden die als Metapher verwendete konkrete Benennung kennen und wissen, also eine Erfahrung mit dem konkret Benannten gespeichert haben. Andernfalls kann die Übertragung nicht hergestellt werden, und die Metapher bleibt unverstanden. Das erlebte ich jüngst an einem griffigen Beispiel: Vertreter der Ecuadorianischen Regierung berichteten, dass sie Pachamama (»die mütterliche Schenkerin des gesamten Seins«, vulgo »Mutter Erde«) in ihre neue Verfassung aufgenommen hätten, um die Natur vom auszubeutenden Objekt in eine Entität zu überführen, die Trägerin eigener Rechte ist. Die Metapher »Mutter Erde« wurde von einigen europäisch-urban sozialisierten Teilnehmern der Veranstaltung als esoterischer Quatsch abgelehnt. Und freilich fällt es Menschen – Männern zumal –, die konkrete Mütterlichkeit als peinlich, besitzergreifend, irrational, gefühlsüberbordend und anderweitig traumatisch erfahren haben, schwer, unbefangen und frei sich verströmende mütterliche und die dazu komplementären väterlichen Qualitäten zuzulassen und selbst zu entwickeln. Solange das Mutterbild in die Festungs-Metapher eingezwängt bleibt, wird die gepanzerte Industrielwelt die Kindesbeziehung indigener Kulturen zu ihrer großen Ernährerin nicht verstehen – das sage ich, ohne zu idealisieren. Doch dürften den meisten Leserinnen und Lesern Beispiele aus dem Freundeskreis bekannt sein, wo die Festungs-Metapher, die auf der (mechanischen) Erfahrung beruht, dass Panzerung vor Verletzung schützt, schließlich durch eine existenzielle Krise des »Kriegers« erschüttert wird, die den Wechsel zu lebensfördernden, organischen Bildern möglich macht, oft sogar erzwingt. Erstaunliches Ergebnis ist häufig, dass man, indem man den »Kampf« um eine vermeintliche Freiheit »von« etwas beendet, die ungemein starkmachende Freiheit »für« etwas gewinnt. Ist es nicht so, dass mich gerade die Fähigkeit, mich frei »von« ständigem Emanzipationszwang »für« eine vertrauensvolle Beziehung zum Leben als Ganzem – repräsentiert durch meine leibliche »Kindes«beziehung zur »Mutter«planetin Erde – zu entscheiden, erst vollends zum aufgeklärten Menschen macht?

Das zeigt eine weitere Hürde auf: Wenn nur ein kleiner Teil der Menschen die neuen Bilder an die Stelle der alten gesetzt hat, funktioniert die Sprache nur unvollkommen, da dem größeren Teil das neue Weltbild, das auf den veränderten Erzmetaphern aufbaut, verschlossen bleibt. Die »Halbinseln des guten Lebens« (siehe Oya 2 und 3) transportieren nur dann ihren vollen positiven Gehalt, wenn die Kommunikationspartner erstens wissen, warum es Halbinseln und nicht Inseln sind, zweitens erfahren haben, was ein gutes Leben ist, drittens die inneren Voraussetzungen zur Verwirklichung eines guten Lebens realisiert haben, und, viertens, wissen, dass damit eine lebensrettende gesellschaftliche Unterströmung gemeint ist, die bereits seit langem existiert und eine vielfältige, mutmachende Praxis hervorgebracht hat. Fehlt die zum Verständnis der Metapher nötige Erfahrung, bleiben die Halbinsulaner aus Sicht des »Mainstreams« eine zu vernachlässigende Minderheit und ist das gute Leben eine Illusion versponnener Versager. Eine kulturkreative Bildungsaufgabe auf dem Weg in die Post-Kollaps-Gesellschaft?¹¹

* * *

Den Metaphern nahe stehen abstrakte Begriffe. »Zukunft« ist so einer. Es gibt nichts Konkretes, das so benannt werden könnte. Auch »Vergangenheit« und »Gegenwart«, »Freiheit«, »Liebe«, »Freude« sind abstrakt. Sie existieren – vermutlich – nicht ohne einen zur Synthese ihres Gehalts, ja zur Ideenbildung nach Menschenart überhaupt fähigen neuronalen Apparat, den wir landläufig mit unserem Gehirn gleichsetzen. (Dass diesem »Apparat« noch tiefere, strukturelle Grundqualitäten dessen, was wir »Welt« nennen, zugrundeliegen, ist anzunehmen; schon kurzes Nachdenken darüber fördert jede Menge Bausteine des Neuen zutage.)

Es stellt sich die Frage: Haben Tiere, Pflanzen und Steine eine jeweils eigene Zukunft? Oder nehmen sie nur an unserer Zukunft teil – ihnen selbst nicht auf menschliche Art bewusst –, weil wir sie als Objekte »außerhalb« von »uns« in unsere Zukunft »einbauen«? Bei Hunden, Pavianen und Delfinen ist man sich nicht so sicher, zeigen diese Geschöpfe doch neuronale Leistungen, die auf ein zumindest rudimentär menschenähnliches, konsistentes Denkvermögen hindeuten. Im Großen und Ganzen aber spricht der Mensch nur seiner eigenen Gattung die Fähigkeit zu, sich selbst zu erkennen und aus diesem »Ich denke, also bin ich« die Vorstellung einer von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft reichenden Geschichte zu konstruieren. Mir »schwam« (was vermutlich nichts mit den mythischen Schwänen, die Unheil voraussagen sollen, zu tun hat, sondern eine Korrumpierung des Worts »wähnen« ist), dass wir uns in dieser Beziehung irren und,

da unser Denkapparat nur solches Denken zulässt, das mit ihm möglich ist – was auch die Vorstellung von völlig anders gearteter »bewusster« Kommunikation mit dem Weltganzen eisern, richtiger: eiweißern begrenzt –, wir nie und nimmer »wissen« können, ob nicht auch Pflanzen, Einzeller und Kristalle eine ihnen entsprechende Wahrnehmung von ihrer Existenz haben und daraus etwas mit unserem Zeitbegriff Vergleichbares am »Leben« erhalten. Zwar können wir mit unseren feinen Messgeräten Reaktionen anderer Entitäten beobachten und interpretieren, doch ist es immer das menschliche Gehirn, das interpretiert. Hier kommt es zum Zirkelschluss, denn menschliche Neuronen können nun mal nicht wie pflanzliche Organe »wahrnehmen«, »denken« oder vielleicht »schnupern« – oder »blobben«, »kalunkeln«, »fstmylngaunrzøbwrn« oder » - U -- U U --- U U ...«, was dem »Pflanzen« (oder »Fischeln«, frei nach Morgenstern) analog dem menschlichen Sprechen vielleicht als Dada-Idee näherkommen mag.

Da unser Geist verkörpert ist und ihm ausschließlich die Wahrnehmungs- und Ausdrucksorgane zur Verfügung stehen, die der Körper bereitstellt (das ist der »Embodied Mind«, den George Lakoff in die linguistische Debatte eingeführt hat), ist es unvermeidlich, dass das bisher Gesagte wie auch das Folgende von anthropozentrischen Annahmen und Metaphern nur so strotzt. Aus der Perspektive eines Bakteriums sieht die Welt ganz anders aus. Die bakteriozentrische Welt sieht kennt weder mich, die Hirschkuh im Wald, den algenüberzogenen Stein oder den vergammelnden »Paradiesapfel« (vulgo »xitumatl«, Tomate). Sie kennt vermutlich nur unter Lebensgefahr zu überwindende Wüsteneien zwischen stationären und beweglichen Biofilmen unterschiedlicher Verschattung, in denen die Stoffwechselprodukte gewisser Kollegen für ein schützendes Habitat und fette Nahrung sorgen. Die Tatsache, dass mein Körper von 100 Billionen Mikroorganismen besiedelt ist, sollte genügen, die Erzmetapher »mein Körper« in Frage zu stellen. Womöglich gehört er weder »mir« noch der »Bakterienheit«, die den mir »eigenen« Körper bewohnt wie die Menschheit die Planetin Erde. Was aber wollen wir an die Stelle der Erzmetapher »Eigentum« setzen? Gehört nicht die »Allmende« (das gemeinsame Gut, das alle pflegen, so dass es noch die Kindeskinde ernährt) zu den Bausteinen des Neuen? Und ist es nicht so, dass die Welt außerhalb der Körpermembran (eben nicht: »Festung«) genauso zum Körper gehört wie das Körperinnere? Woraus sollte der Körper seine Substanz bilden, wenn nicht durch die ihm ständig zufließenden Geschenke des Körperäußeren? Welche neuen Bilder erzeugt die Vorstellung solcher intimer, lebenswarmer Verschränktheit von Innen und Außen, von Ich und Du, die ja schon auf der stofflichen Ebene weit über den Tod hinausgeht? Wie ändert sich mein Lebensgefühl, wenn ich höre, dass, um nur eines zu nennen, jedes Phosphorteilchen in meinem Leib statistisch bereits achttausendmal in einem anderen Organismus verkörpert war? Sehen wir ein, dass die armselige Eindimensionalität unseres gegenwärtigen Weltbilds untauglich ist für eine Menschheit, die zu ihren vollen geistigen, emotionalen und materiellen Fähigkeiten erwachen will?¹² Die Chance dazu ist da, denn der sich ankündigende Kollaps ist ja nichts weiter als die persönliche Existenzkrise im Kollektiven. Sie erschüttert das alte System und schenkt uns die Gelegenheit, unsere Erzmetaphern zu (r)evolutionieren.¹³

Ich selber habe eine beeindruckende Erfahrung mit der Umwidmung zweier Erzmetaphern gemacht. Im Jahr 1989 errang meine Großfamiliengemeinschaft nach einem zweijährigen Rechtsstreit mit dem Freistaat Bayern den in Deutschland bisher einzigen Freispruch wegen Schulverweigerung (2 OWi 46 Js 32069/88). Um jene Zeit engagierte ich mich für die Freien Alternativschulen in der BRD, und es lag nahe, dass wir für die jungen Menschen in unserer Gemeinschaft und ihrem Umfeld selbst eine Freie Schule gründen wollten. Der Rechtsstreit forderte von uns eine tiefe Besinnung auf unsere wirklich, wirklich wahren Motive, und so kam es in der Auseinandersetzung mit Mitdenkern wie dem Philosophen Bertrand Stern zur Aufdeckung zweier bis dahin verschleierter Begriffsinhalte. Da war einmal das Wort »Kind«, scheinbar die einfache Benennung eines »Objekts«. Tatsächlich aber bezeichnet »Kind« nicht nur sachlich einen Menschen bestimmten Alters und bestimmter Fähigkeiten und Bedürfnisse. »Kind«

12 Was will uns eigentlich die Metapher des »Erwachens« zu meinen »vollen Fähigkeiten« sagen? Ist sie nicht eng verwandt mit dem neoliberalen »sein volles Potenzial ausschöpfen«? Immer weiter, immer mehr, immer dollere Fähigkeiten? Geht es nicht vielmehr darum, sich erst einmal umzuschauen, was ist, und anzuerkennen, was ist? Und dann zu atmen? Sind wir nicht alle hyper-wach und hyper-aktiv, »voll drauf«, und ist nicht ein wenig Tagträumerei notwendiger als noch mehr Wachheit?

Zu seinen Fähigkeiten zu erwachen und sein volles Potenzial auszuschöpfen, ist vermutlich das innere Anliegen aller Lebewesen – warum nicht auch das des Menschen? Das hat mit Erfüllung, Empfindungstiefe und sozialem Reichtum zu tun, der bekanntlich immer mehr wird, wenn wir ihn teilen. Es geht nicht um die Steigerung von etwas, das nicht da ist, sondern um das Erkennbarmachen der Gestalt, so wie ein Lindenbaum auf einem Hügel seine uneingeschränkte Gestalt zeigt, bis sie sich ganz (im Lebensbogen) erfüllt hat: kein Weiter, Mehr, Immer-Doller, kein »Hyper-«, sondern ein aufrichtiges Da-Sein mit allem, was ich bin. Das ist ein wahrhaft bescheidener Anspruch, schlicht in aller Fülle das zu sein, was ich bin. Da die gegenwärtige Erziehungs- und Bildungsrealität fast überall in der Welt nicht das zu fördern versucht, was an intrinsischer Fülle da ist und sich autopoietisch entfalten möchte, sondern die Menschen dazu zwingt, sich zu verbiegen, zu verbergen und gar zu verleugnen, ist dieser Prozess der irgendwann einsetzenden Selbstentdeckung für die allermeisten mit einem Erwachen verbunden, als würde man aus tiefer Betäubung endlich zu sich kommen. Hildegard Kurt schenkte uns dazu die Erklärung, dass das Gegenteil von Ästhetik nicht »Unästhetik« ist, sondern »Anästhetik«: die allgemeine Betäubung, die das Mündigsein, das Selbstbestimmt-Sein und die dem Menschen eingeborene Fähigkeit zum Commonischen regulierbar und regierbar machen soll.

13 Ich bin mir nicht ganz sicher, was ich von der Wortschöpfung »(R)Evolution« halten soll. Bis hierhin im Text habe ich sie »geschluckt«, aber jetzt bleibt sie mir irgendwie »im Halse stecken«. Warum reicht das gute, alte »verändern«, also ver-ändern, zum Anderen machen, hier nicht aus?

Das ist dem damaligen Denkraum geschuldet, denn gerade jene Ausgabe hatte ja den Titel »(R)Evolution«. – Ich bin der (R)Evolution gut gesonnen, denn das Wort sagt mehr als »verändern«. Es geht in vielen Bereichen darum, die Dinge vom Kopf auf die Füße zu stellen, in anderen darum, ganz neue Denk- und Lebensmuster zu erlernen. Das beinhaltet Elemente sowohl des Umwälzens als auch des Entfaltens neuer, bisher nicht dagewesener Haltungen, Verfahren und Techniken.

ist vielmehr mit einer Unzahl von Übertragungen aufgeladen, die von dem Gefühl der Abhängigkeit (von der Mutter, siehe oben), der Inferiorität, des Erzogenwerdensmüssens, der Versagensangst, des Behütetwerdenmüssens, kurz, eines Gefalles an Wissen, Können und Macht geprägt sind. Uns aber ging es darum, jeden Menschen als Subjekt zu würdigen und allen in unserem Beziehungsfeld dazu zu verhelfen, sich in Freiheit selbstbestimmt entfalten zu können. Wir erkannten, dass wir das wirklich, wirklich ernst meinten und nicht von irgendeinem Lebensalter abhängig machten. Wie aber konnten wir »Erwachsenen« den Menschen, die sich in den frühen Abschnitten ihres Lebensbogens befanden, zwar fördernd, aber nicht manipulativ begegnen, wenn wir das Wort »Kind« unreflektiert mit den unterschiedlichen Erfahrungen unserer je eigenen Kindheiten befrachteten, das Wort also nicht nur als Bezeichnung einer bestimmten organischen und mentalen Konstitution, sondern als Hülle für ein schier unentwirrbares Emotionsbündel unsererseits, in dem zusätzlich die Angst vor der staatlichen Autorität und dem drohenden Entzug des Sorgerechts keine unwesentliche Rolle spielte, verwendeten? Ähnliches galt für das Wort »Schule«. Was genau bezeichnet das Wort? Ein Gebäude? Eine Methode? Eine Ideologie? Wir mussten einsehen, dass uns das Adjektiv »frei« in unserer Idee von »Schule« in eine Metaphernfalle gelockt hatte: Wie kann etwas frei sein, das an ein Feindbild gebunden ist, ja dieses unmittelbar braucht, um sich in Abgrenzung davon erst zu definieren? Solange es also die »Regelschule« schaffte, uns als Gegenmodell zu dem, was wir unter selbstbestimmter Bildung verstanden, zu dienen, war unsere Fantasie nicht frei »für« etwas, lebten unsere Entwürfe nicht aus sich selbst heraus, wuchs das, was wir als notwendig fühlten, um menschliche Entfaltung im – wie wir heute sagen – »lebensfördernden« Sinn zu ermöglichen, zu unterstützen und zu begleiten, nicht so heran wie das Gemüse in unserem »Bio«garten (Was für eine Pervertierung der Bilder: Der Totalherbizideinsatz macht aus dem Agroindustriellen keinen »Totspritz-Landwirt«, er bleibt »Bauer«, als wäre er der rechtmäßige Erbe des Nährstands; wer jedoch dem Giftgeschäft widersteht, muss sich auch nach 40 Jahren »Bioland« noch als »Öko«bauer diskriminieren lassen.),¹⁴ dem wir selbstredend die Freiheit ließen, »natürlich«, das heißt wesensgemäß, zu gedeihen. Die ideologische Bindung an das Gegenmodell ließ unser Konzept nicht zum Baustein einer neuen Kultur werden, sondern machte es im besten Fall zur Reform des Bestehenden, im schlechteren Fall zum Alibi in einem korrupten Machtapparat zur Aufrechterhaltung eines die Lebensgrundlagen zerstörenden Gesellschaftssystems.

Wir verzichteten also zwei Jahre lang strikt auf die Verwendung der Wörter »Kind« und »Schule«. Es war eine Erfahrung, die zu meinen

wichtigsten zählt. Das Wort »Kind« ließ sich nicht durch ein neues ersetzen. Unsere Versuche wirkten verkrampft, und der Ersatzbegriff »der junge Mensch« wurde zum geflügelten Wort, das einerseits unsere Hilflosigkeit vor der Macht der Sprache ausdrückte, andererseits aber auch unsere Ernsthaftigkeit bewies, an einer voll verwirklichten Gemeinsamkeit zu arbeiten – an der es selbst in den »freiesten« (»frei« ist ein Absolutum und kann nicht gesteigert werden; was nicht frei ist, ist unfrei, und auch die höchste Stufe der Partizipationsleiter nach Roger Hart ist noch nicht »Gemeinsamkeit«) Gesellschaften eklatant mangelt.¹⁵ Das Wort »Schule« hingegen war leicht auszutauschen. Wir mussten nur vom Ort der »Beschulung« zu einem Ort der Lernlust finden, unsere Versagensängste in Mut umwandeln, und schon war es möglich, einen wunderbaren, sich selbst steuernden Organismus ins Leben gleiten zu lassen, der einer Handvoll »Kinder«, ihren »Eltern« und uns »Begleitern« für vier Jahre unersetzliche Einsichten und Erfahrungen von Freiheit, Solidarität, Freude und gemeinsamem Wachsen schenkte – bis die Beamten der Kultusbehörde und der Polizei das systemgefährdende Experiment gewaltsam beendeten.

Heute kann ich unbefangen sowohl »Kind« als auch »Schule« sagen und weiß dabei, dass beides für mich etwas anderes bedeutet als für die Mehrzahl meiner Gegenüber.¹⁶ Ein klassisches »Reframing« (wörtlich: »in einen neuen Rahmen setzen«) im Lakoff'schen Sinn oder, im Sinn der überfälligen (R)Evolution, ein Bildersturm im Denken. Zur Nachahmung empfohlen!

Lakoff lohnt sich zu lesen (und der Fall Tilmann natürlich auch)

George Lakoff, Elisabeth Wehling: *Auf leisen Sohlen ins Gehirn: Politische Sprache und ihre heimliche Macht*, Carl-Auer-Verlag, 2009 | George Lakoff et al.: *Don't Think of an Elephant: Know Your Values and Frame the Debate: The Essential Guide for Progressives*, Chelsea Green Pub Co, 2006 | George Lakoff, Rafael Núñez: *Where Mathematics Come from: How the Embodied Mind Brings Mathematics Into Being*, Basic Books, 2001 | George Lakoff, Mark Johnson: *Philosophy in the Flesh: The Embodied Mind and Its Challenge to Western Thought*, Basic Books, 1999 | Johannes Heimrath: *Tilmann geht nicht zur Schule. Eine erfolgreiche Schulverweigerung*, Drachen Verlag, 1991

¹⁴ Diese eingeklammerte Betrachtung finde ich ein so eindrucksvolles und schönes Bild – sie ist für mich ein Kern des Artikels!

¹⁵ Ich treffe ab und zu Menschen, die das Wort »Kind« dauerhaft vermeiden. Das wirkt auf mich häufig auch etwas zwanghaft, vor allem, weil es bisweilen mit einer Art von Vernachlässigung verbunden ist, die dazu führt, dass der »junge Mensch« – aus scheinbar »freien Stücken« – stunden-, tage- oder jahrelang im Smartphone versinkt, das von wiederum anderen älteren Menschen extra dafür designt wurde, um süchtig zu machen und seinen Arbeitgebern eine klingelnde Kasse zu bescheren. Woher kommt die Verwirrung, »frei« mit »ohne Orientierung« zu verwechseln?

Das frage ich mich auch schon lange. Die meisten Menschen glauben, frei sei man dann, wenn man etwas Einengenendes hinter sich gelassen habe, also frei »von« etwas sei. Ich möchte aber frei »für« etwas sein – das ist eine innere Freiheit, mich »für« eine Sache zu entscheiden und zu engagieren, egal, wie frei oder unfrei ich äußerlich sein mag. Mein eigenes Leben ist von vielen äußeren Einschränkungen und Verpflichtungen geprägt – doch macht mich das unfrei, mich für die Anliegen einzusetzen, die ich als (über)lebenswichtig ansehe? Ich frage mich oft, wie ich das in einer Diktatur empfinden würde – ob ich zu denen gehören würde, die im Gefängnis eingesperrt wären, oder gar schon mein Leben gelassen hätte. Der Respekt vor den Millionen Menschen, die so ein Schicksal teilen, verbietet es mir, diese Frage aus meiner luxuriösen mitteleuropäischen gesellschaftlichen Freiheit heraus zu beantworten. Aber sie schwingt bei vielen Gedanken, die ich mir über mein Hiersein in der Welt mache, grundtönig mit.

¹⁶ Würdest du dazu heute etwas ergänzen wollen, jetzt, wo ihr eine »Freie Schule« im Lassaner Winkel gegründet habt?

Nein, das gilt alles im Grundsatz wie beschrieben.

